

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 27 (2020)
Heft: 305

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Corona und Kultur im Herbst 2020: Der Kulturbetrieb droht erneut ins Stocken zu kommen. Was sagen die Profis? Und reicht die Hilfe? Von Peter Surber 46	<i>La Ultima</i> : das Tanzstück von Elenita Queiróz wirft Fragen zur gesellschaftlichen Rolle der Frau auf. Von Sandra Cubranovic 48	Auch wenn die 12. Ausgabe des Filmfestivals Pantalla Latina in reduziertem Umfang stattfindet: Das Programm verspricht viel. Von Geri Krebs 49	Eine ehemalige Fabrik in Lichtensteig wird zum Kunstort. Im November wird in der Fein-Elast «Dogo Totale» gefeiert. Von Sascha Erni 50
Nichts ist, was es ist: Peter Fischli stellt im Kunsthaus Bregenz aus. Von Kristin Schmidt 51	«APP'N'CELL NOW» denkt die Gruppenausstellung in der Ziegelhütte weiter – dynamisch und demokratisch. Von Kristin Schmidt 52	Generationenkonflikt in der Kellerbühne: Das Mutter-Tochter-Stück <i>Herzzeitlose</i> mit Boglárka Horváth. Von Peter Surber 53	Kulturdreieck ennet dem Ricken: Das Kunstzeughaus in Rapperswil wird von zwei Frauen geleitet, die auf Vernetzung setzen. Von Dieter Langhart 54
Trainings in Selbstwirksamkeit: Besuch bei den Kulturkosmonautinnen Pamela Dürr und Anna von Schrottenberg. Von Karsten Redmann 56	Parcours: Youth Engagement, Briefe aus Moria, Tanz im Doppel und Augenwasser 59	Boulevard 61	

Die grosse Frage heisst: Wie lange noch?

Corona und Kultur im Herbst 2020: Wieder ändert sich Woche um Woche das Bild, wieder, wie im Frühling, kreuzen sich Absagen und Durchhalteparolen. Der Kulturbetrieb, fulminant in den Herbst gestartet, droht erneut ins Stocken zu kommen. Was sagen die Profis? Und reicht die Hilfe? Eine Umfrage. Von Peter Surber

Kommt das Publikum? Die Frage stellen sich diesen Herbst Veranstalterinnen und Veranstalter landauf landab. Noch fehlen, im Moment, wo der Kulturbetrieb erst so richtig wieder in Fahrt kommen will, gesicherte Erkenntnisse. Im Sommer und Frühherbst war, was überhaupt stattfand, gut besucht. Das St.Galler Kulturfestival, die Schlossfestspiele Hagenwil, die Ausstellung der Kunsthalle(n) Toggenburg im September im Hemberg, die Freilufttheater oder die Kleberei in Rorschach, stellvertretend für andere genannt, verzeichneten erfreuliche Besucherzahlen oder waren gar ausgebucht. Einen «fulminanten Start» in die neue Theatersaison meldete im September auch das Kleintheater fabriggli in Buchs, im O-Ton: «zwar mit mehr Abstand und Vorsicht, aber genauso entspannt wie immer».

Seither aber steigen die Fallzahlen, Bund und Kantone haben die Schraube angezogen, im Publikum nimmt die Unsicherheit zu, Mitte Oktober dann kam der Hammer mit dem Tanzverbot in den Ostschweizer Kantonen mit Ausnahme des Thurgaus. Noch wenige Wochen davor, beim Saisonstart, sei das Publikum anders drauf gewesen als jetzt; «die Lust war grösser, jetzt nimmt sie ab», beobachtet Johannes Rickli im Palace. Und beim Schreiben dieses Texts um den 20. Oktober herum rattern die Absagen.

Das Finale des Jugendprojekt-Wettbewerb: ins Netz verlegt. Das neue Festival Sankt Elektronika in St.Gallen: im letzten Moment gecancelt. Die Lesungen im Keller zur Rose: abgesagt oder in luftigere Räume verschoben. Das Programm im Gare de Lion in Wil: gestrichen bis Ende Jahr. Die Tournee der Band Jeans for Jesus, unter anderem mit Halt im St.Galler Palace, abgesagt mit der unmissverständlichen Begründung: «signifikante Lohneinbussen». Auch der Songwriter Roman Riklin, der ab November mit seinem neuen Duo Riklin & Schaub auf grosse Tour geht, erinnert im Saiten-Interview (vorn im Heft auf Seite 12) daran, dass halbierte Platzzahlen auch halbierten Lohn bedeuten.

Droht die Zweiklassengesellschaft?

«Man will sich freuen auf einen Abend, aber dann will man sich doch nicht zu sehr freuen, um nicht nachher umso enttäuschter zu sein, wenn er abgesagt werden muss.» Johannes Rickli, Co-Programmleiter im Palace, bringt die Gemütslage als Veranstalter auf den Punkt. Und finanziell? «Ein Jahr ist ok. Aber wenn die Situation länger anhält, wird es sehr schwierig.» Seine Institution sei dank Geldern der öffentlichen Hand noch in einer komfortableren Lage als unsubventionierte Häuser. Aber auch das Palace sei zu einem grossen Teil von Ticket- und Bareinnahmen abhängig. 100 statt 300 Tickets: finanziell eine Katastrophe. Die Crux dabei: «Man hat bedeutend weniger Einnahmen, hohe Fixkosten und das Ziel, Künstlerinnen, Künstler und Mitarbeitende weiterhin fair zu entlohnen.» Rickli ist deshalb froh, hat der Kanton St.Gallen die Weiterführung der Ausfallentschädigung bis Ende 2021 beschlossen.

Die grosse Unbekannte ist auch für ihn das Publikum. Wer kommt? Und wer ist bereit, mit dem Hinterlegen

seiner Daten immer wieder das Risiko einzugehen, in Quarantäne zu müssen? Rickli befürchtet eine neue Zweiklassengesellschaft: jene, die sich Quarantäne und damit Kultur leisten können – und die andern, die aussen vor bleiben. Die Devise im Palace bleibe aber trotz allem: «Wir wollen offen bleiben und verantwortungsbewusst handeln. Wir haben ein spannendes Programm – das bleibt.»

«Kultur muss sichtbar bleiben»

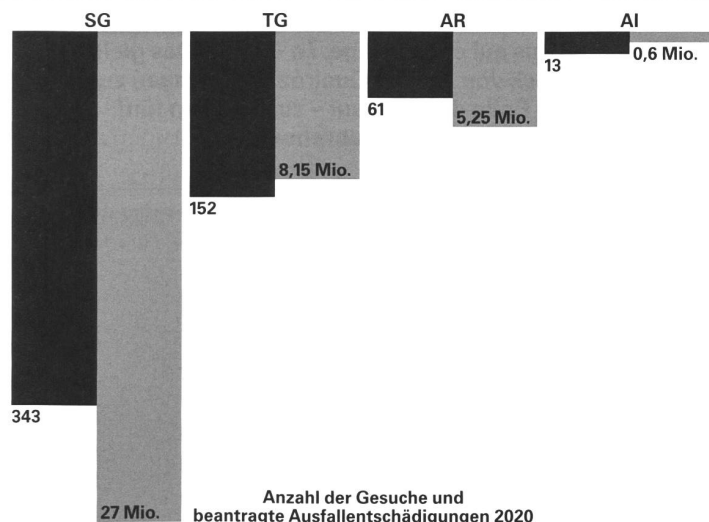
Der St.Galler Kulturveranstalter Jacques Erlanger betreut diesen Herbst gleich ein halbes Dutzend Tanz- und Theaterproduktionen als Produktionsleiter, darunter einen Tanz-Doppelabend (mehr dazu auf Seite 48) oder das Musik-Ausstellungsprojekt *Play Schubert*, das im November in Kreuzlingen und Teufen und im Dezember in der Lokremise zu sehen sein wird. Auch er sagt: «Wir wollen spielen und uns nicht verstecken. Die Kultur muss sichtbar bleiben.»

Schwieriger geworden sei aber nicht nur die Langzeitplanung, sondern auch die Finanzierung von Projekten. Insbesondere Stiftungen seien zurückhaltend – die Unterstützungsmassnahmen der öffentlichen Hand gäben jedoch Hoffnung. «Doch die Stunde der Wahrheit schlägt nächstes Jahr – falls dann die Sparprogramme der Kantone kommen und der Spardruck auf die Kultur steigt», sagt Erlanger.

Tatsächlich sind die Kantone zur Stunde gut gewappnet, um den gebeutelten Kulturinstitutionen und Akteurinnen unter die Arme zu greifen – die Zahlen dazu in der Grafik. Margrit Bürer, langjährige Leiterin des Ausserrhoder Amts für Kultur und jetzt im Mandat für die Bearbeitung der Corona-Gesuche der ersten Phase zuständig, bekräftigt: Die Kantone seien gewillt, nach der ersten, im März rasch auf die Beine gestellten Covid-Nothilfe auch im kommenden Jahr die Unterstützung weiterzuführen. Grundlage dafür ist das im September in Bern verabschiedete Covid-19-Gesetz.

Wer sich wandelt, kann Geld bekommen

Dessen Kernpunkte: Bis Ende 2021 können Kulturunternehmen Kurzarbeit geltend machen, Kulturschaffende können bei den Ausgleichskassen Corona-Erwerbsersatzentschädigung beziehen sowie Nothilfe bei Suisseculture sociale beantragen. Die Ausfallentschädigungen für Kulturunternehmen werden weitergeführt, und hinzu kommen neue Beiträge für Transformationsprojekte. Der Begriff sei bewusst offen gehalten; die Unterstützung soll Institutionen zugutekommen, die sich neu ausrichten oder andere Wege zum Publikum suchen; sie soll Fusionen, Kooperationen, betriebliche Veränderungen oder die Nutzung anderer Örtlichkeiten erleichtern. Und von ihr profitieren können nicht nur Kulturunternehmen, sondern auch Kulturschaffende, wenn sie sich zusammenschliessen und als juristische Person organisieren. Das Gesetz biete damit gute Grundlagen zur Bewältigung der Krise – und vor allem: Es gebe Zeit, sich neu zu orientieren. Alle Infos dazu sind beim BAK aufgeschaltet sowie ab 1. November bei den Kantonen.



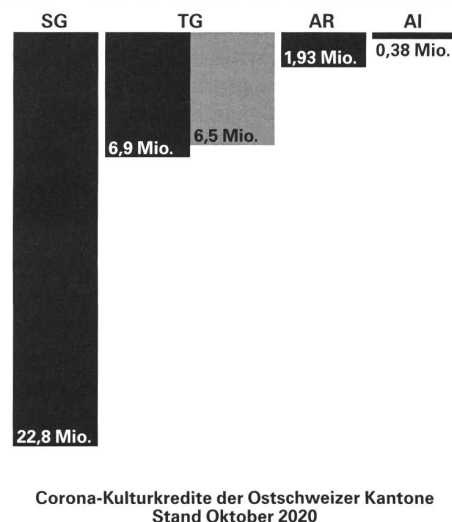
Die Grafik zeigt die Zahl der bei den Kantonen eingegangenen Gesuche und die insgesamt beantragte Schadenssumme seit Beginn der Pandemie bis zum 20. September, dem letzten Termin der Eingaben. Seither ist das Notrecht abgelöst durch das neue Covid-19-Gesetz, unter dem die Kulturmassnahmen bis Ende 2021 weitergeführt und neue Gesuche gestellt werden können. Die Gesuchsbehandlung ist noch im Gang, die Höhe der tatsächlich ausbezahlten Gelder ist daher noch nicht bekannt.

Auch Bürer schaut aber skeptisch in die Zukunft: «Irgendwann brechen die Erfahrungen weg», befürchtet sie – und dies nicht nur im künstlerischen Bereich, sondern auch in den davon abhängigen Branchen, bei Technikern, Grafikstudios etc.. Strukturen, Knowhow, Netzwerke könnten Schaden nehmen. Und die Alternative dürfe nicht sein, das ganze Kulturgesehen ins Netz zu verlegen. Die grosse Frage ist für Margrit Bürer: Wie lange noch ...? Dauere die Krise an, so sei irgendwann auch die Neugier des Publikums gefährdet. Und könnte den Kulturschaffenden die Energie ausgehen, sich immer wieder auf neue Situationen einzustellen.

Rund 3000 Gesuche im Coronasommer

Die Hilfe funktioniert. Das ist auch die Aussage von Etrit Hasler. Der St.Galler Slammer ist bei Suisseculture Sociale seit Beginn der Coronakrise für die Bearbeitung der Unterstützungsgesuche zuständig. Kümmern sich die Kantone um Kulturunternehmen, so ist hier die Anlaufstelle für die Kulturschaffenden selber. Bis Ende Jahr stehen 15 Millionen Franken zur Verfügung, für 2021 nochmal 20 Millionen. Die Nothilfe, wie sie bis heute heisst, deckt ähnlich wie die Sozialhilfe die existentiellen Ausgaben wie Miete, Versicherungen und einen gewissen Grundbedarf nach Abzug allfälliger Erwerbsersatzzahlungen. Das kompliziert die Rechenaufgabe, «aber im Grundsatz hat man mit diesen Taggeldern eine taugliche Lösung gefunden. Das System funktioniert, und zwar relativ gut – solange der Erwerbsersatz weiter geführt wird, was vorläufig aber nur bis Juni 2021 der Fall ist», sagt Hasler. Bis Ende September wurden knapp 3000 Gesuche bearbeitet, rund zwei Drittel davon sind gutgeheissen worden, und unter dem neuen Covid-19 Gesetz seien bereits etwa 30 neue Gesuche eingegangen.

Viel Arbeit für viele meist kleine, aber für die Betroffenen existentiellen Beiträge. «Super eng aber», sagt Hasler, «könnte es bei einem Fortgang der Krise für diejenigen Kunstschaffenden werden, die vorher schon unter dem Existenzminimum verdient haben. Und das sind viele.» Der Jahres-



Corona-Kulturrkredite der Ostschweizer Kantone
Stand Oktober 2020

Die Grafik zeigt die Covid-Kulturrkredite der Kantone, Stand Ende Oktober 2020. Sie werden je hälftig von Kanton und Bund finanziert. St.Gallen stellte im Frühjahr 2020 22,8 Millionen Franken zur Verfügung – der Betrag gilt jetzt verlängert bis Ende 2021. Im Thurgau waren es 6,9 Millionen für 2020; weitere rund 6,5 Millionen Franken sind für eine zweite Tranche 2020 und 2021 bewilligt. In Ausserrhoden ist für 2020 ein Betrag von 1,93 Millionen gesprochen, davon ein Teil noch unter Vorbehalt der Zustimmung durch den Kantonsrat. In Innerrhoden waren es 378'000 Franken. Für 2021 stehen die Kredit-Entscheide in Ausserrhoden und Innerrhoden noch aus.

median der Einkommen im Kultursektor beträgt nur rund 40'000 Franken. Hinzu komme, dass man von der Kunst allein kaum leben kann. Viele Musikerinnen, Schauspieler, bildende Künstler seien als zweites Standbein in der Gastronomie tätig – «und da könnte es ganz kritisch werden, wenn die Krise anhält». Dann spricht der Politiker Hasler: Corona wäre ein idealer Anstoss, die nach seiner Meinung «unselige» Trennung zwischen kommerzieller und nicht-kommerzieller Kultur über Bord zu werfen. Will heissen: Auch den kulturellen Wert der Gastronomie und die Wirtschaftsleistung der Kulturszene angemessen zu berücksichtigen. Politisch könnten für ein solches Anliegen Mehrheiten gefunden werden, ist Hasler überzeugt.

Zurück in die Gegenwart: Für den kommenden Winter sieht Hasler ziemlich schwarz. Wie stark das Wetter Einfluss auf die Virenlage habe, sei diesen Sommer klar geworden. «Kaum hat man sich wieder drinnen getroffen, stiegen die Zahlen an.» Und wenn die Restriktionen zu gross seien, kämen die Leute nicht mehr in die Lokale. «Das wäre für alle unsubventionierten Veranstalter der Genickbrecher.»

Die Chance, Neues zu entwickeln

«Man kann nichts erzwingen», sagt Marc Jenny, Musiker und Co-Verlagsleiter von Saiten. Im Sommer war er auf selbstorganisierter Konzerttournee mit dem Ensemble Stimmsaiten, jetzt im Herbst werde der Konzertkalender dünner. Planen ist schwierig, Anfragen bleiben aus. Wer interdisziplinär unterwegs sei und auf mehreren Standbeinen stehe, komme besser über die Runden.

Jenny nimmt es pragmatisch: «Ich kann nichts erzwingen. Aber ich kann eine Haltung zu dieser Situation entwickeln.» Statt sich, wie dies für viele Kulturschaffende Realität ist beziehungsweise war, notgedrungen von Projekt zu Projekt zu hangeln, stecke in der gegenwärtigen Krise der Zwang, aber auch die Chance, sich und sein Tun zu reflektieren und Neues zu entwickeln. Und parat zu sein – wenn dann der Sommer kommt und die neue Lust auf Kultur ausbricht.

Die letzte Frau auf Erden

In einer unbestimmten Zukunft verschwinden alle Frauen vom Planeten, bis auf eine einzige: *La Ultima*. Das gleichnamige Tanzstück von Elenita Queiróz wirft Fragen zur gesellschaftlichen Rolle der Frau auf – zu sehen an fünf Doppelabenden. Von Sandra Cubranovic



Szene aus *La Ultima* (Bild: Kay Appenzeller)

Die letzte Frau auf Erden. Die Auseinandersetzung mit diesem Thema stellte für Elenita Queiróz und ihre Crew den Ausgangspunkt für ihr neues Tanztheaterstück dar. Inspiriert vom persönlichen Erleben, vorangegangenen Projekten und bestärkt von internationalen Debatten wie #metoo oder den Frauenstreiks, formte sich die Idee zu *La Ultima*. Das Stück bietet eine dreiteilige Variation von möglichen Szenarien, performt von den drei Tänzerinnen Elenita Queiróz, Mara Natterer und Anna Zurkirchen.

Fiktion als Plattform für Imagination

Elenita Queiróz, Jahrgang 1979, ist seit 2016 wohnhaft in St.Gallen und Gründerin des Ensembles Basis 56. Sie schlüpft selbst in viele unterschiedliche Rollen als Produzentin, Performerin, Mutter, Kulturmanagerin oder Lehrerin und zeigt so an sich selbst auf, wie mannigfaltig Existenz modifiziert werden kann. Allerdings falle es schwer, geprägt von gesellschaftlichen Strukturen bedingungslos zu denken und sich vorzustellen, wie die Rolle der Frau ohne tradierte Ideale aussehen könnte, sagt sie. Fiktion könne in diesem Fall helfen. Losgelöst von allen Gegebenheiten gelte es, Neues zu wagen und zu spinnen.

Die Kernthemen des Stücks behandeln das Recht auf physische Selbstbestimmung, Fragen zur ethischen Verantwortung und die Suche nach dem Ursprung kultureller und gesellschaftlicher Werte. Bereichert und ergänzt wird das Theatertanzstück durch ein Rahmenprogramm: Einführungsveranstaltungen mit den Performerinnen, Lesungen, Workshops und Nachbesprechungen sollen Vernetzung und Vermittlung ermöglichen.

Unter der künstlerischen Leitung von Queiróz arbeiten die Darstellerinnen zusammen an der Entwicklung des Stücks. Es wird gelesen, imaginiert, besprochen, Worte werden in Tanz übersetzt, performt, umgeschrieben, neu gedacht und wieder verworfen. Queiróz beschreibt die Kollaboration am Stück als dezentral: «Ich versuche nicht

anzuweisen, sondern frage: Was denkt ihr? Alle haben ihre Aufgaben, jeder ist wichtig. Nur zusammen erreichen wir das Ziel.» Den Anspruch an eine Lösung hat Queiróz nicht. Wichtiger sind ihr die Vertretung verschiedener Perspektiven und die Beschreitung neuer Wege.

Da sie in der Literatur ein ähnliches Imaginationspotential wie im Tanz sieht, wurden Autorinnen und Autoren eingeladen, sich mit Texten zu beteiligen. Drei Kurzgeschichten von Bettina Scheiflinger, Mischa Herzog und Daniel Grob erzählen mögliche Variationen der «letzten Frau auf Erden» und wurden als Basis für die Entwicklung der dramaturgischen Struktur verwendet. Musikalisch live begleitet wird die Tanz-Theaterperformance von Raoul Nagel.

Der Druck zur Selbstoptimierung

Ab dem 1. November wird *La Ultima* an fünf Doppelabenden zusammen mit dem Tanzstück *#optimizemyselfes* von Robina Steyer (1984, wohnhaft in St.Gallen) aufgeführt. Steyer, die als freischaffende Choreografin und Tänzerin arbeitet, untersucht den Zwang zur Selbstoptimierung in den sozialen Medien. In der von ihr performten Choreografie lotet sie geistige und physische Grenzen aus und thematisiert die Illusion der Perfektion. Hinter der Produktion steht das ConFusionArt Collective, ein in St.Gallen gegründetes Kollektiv, dessen künstlerischen Kern Robina Steyer und Stefanie Fischer bilden.

Die beiden Stücke sind aus einer engagierten Position entstanden. So unterschiedlich die Ausgangslage – hier vermeintlich belanglose Handlungen in den sozialen Medien, dort das allesentscheidende Handeln als letzte Frau auf der Erde: Unser Tun und Lassen formt Individuum und Gesellschaft. Sensibilisierung ist wichtig, damit aus der Selbstoptimierung keine Selbstsabotage wird.

La Ultima und *#optimizemyselfes*: 1. November, 18:30 Uhr, 7. November, 19 Uhr, 8. November, 18:30 Uhr, Raum für Literatur St. Gallen. 14. November, 19 Uhr, Rössli Saal Trogen 15. November, 18:30 Uhr, TanzRaum Herisau

Kennzeichen: Krise



Filmstill aus *Lina de Lima*.

Eröffnet wird Pantalla Latina 2020 mit *La noche de la bestia*, einer Tragikomödie aus Kolumbien um zwei jugendliche Heavy-Metal-Fans. Regisseur Mauricio Leiva-Cock verbindet in seinem Spielfilmdebüt die Begeisterung der beiden verträumten Protagonisten für ihre Lieblingsband Iron Maiden mit der harten sozialen Realität in den Strassen der Hauptstadt Bogotá, wo die Band 2008 ihr erstes und bisher einziges Konzert in Kolumbien gab.

Dieser vergleichsweise locker-verspielte Auftakt des diesjährigen lateinamerikanischen Filmfestivals in St.Gallen bildet inhaltlich einen Kontrast zu den meisten andern der insgesamt neun langen Spiel- und Dokumentarfilme – und auch der drei Kurzfilmblocke, die ebenfalls am Eröffnungstag gezeigt werden.

Zwischen krisenhaft und katastrophal

Die soziale und politische Situation in vielen Ländern Lateinamerikas bewegte sich bekanntlich schon vor Ausbruch der Corona-Pandemie zwischen krisenhaft und katastrophal – und zwar unabhängig von der politischen Ausrichtung der Regimes in den jeweiligen Ländern. Was natürlich auch seinen Widerhall in den hier präsentierten Filmen findet, die alle zwischen 2018 und Anfang 2020 entstanden.

Während etwa in Mexiko ein Demagoge an der Staatsspitze mit linkspopulistischer Rhetorik davon abzulenken versucht, dass das Land in vielen Teilen ein faktisch von Drogenbanden beherrschter «failed state» ist, führt in Venezuela ein diktatorisches Regime mit linkem Anstrich Krieg gegen das eigene Volk. Das einst blühende Land ist heute ruiniert, fünf Millionen Menschen sind mittlerweile ins Ausland geflüchtet – eine in der Geschichte Lateinamerikas beispiellose Tragödie.

Von Krieg gegen das eigene Volk kann man aber auch in Südamerikas neoliberaler Musterdemokratie Chile sprechen, sieht man die Bilder der Brutalität, mit der Polizei und Militär die in den letzten Wochen wieder aufgeflamten Massenproteste gegen die soziale Misere unterdrücken. Ganz zu schweigen von Brasilien, wo seit bald zwei Jahren ein durchgeknallter Rechtsextremist Präsident ist und

Ende November heisst es zum zwölften Mal Pantalla Latina. Auch wenn das lateinamerikanische Filmfestival pandemiebedingt in reduziertem Umfang – und wieder an einem neuen Ort, dem St.Galler Palace – stattfindet: Das Programm verspricht viel. Von Geri Krebs

sein noch vor zehn Jahren prosperierendes, hoffnungsfroh in die Zukunft blickendes Land in den Abgrund treibt.

Genau davon handelt der einzige Dokumentarfilm des Festivals, *Encantado*. Sein Regisseur, der zur Zeit in Frankreich lebende Filipe Galvon, erzählt darin anhand der Entwicklungen im titelgebenden Vorstadtviertel Rio de Janeiros, wie es so weit kommen konnte, dass einer wie Jair Bolsonaro Staatschef wurde. Galvon wird seinen Film am Festival persönlich präsentieren, für spannende Diskussionen ist gesorgt.

Das gilt auch für den zweiten am Festival anwesenden Filmemacher, den Venezolaner Jorge Thielen Armand. Der in Kanada exilierte Regisseur erzählt in *La fortaleza* von einem älteren Mann aus der Hauptstadt Caracas (gespielt von Thielen Armands Vater), der sich in eine Hütte im unwegsamen Amazonasgebiet zurückzieht, wo die «Garimpeiros», die Goldsucher, ihrer so gefährlichen wie illegalen Tätigkeit nachgehen.

Schwerpunkt Migration

Aus Chile stammen zwei Filme, die sich um den thematischen Schwerpunkt des Festivals drehen, die Migration. Während *Perro Bomba* von Juan Cáceres die eher exotisch anmutende Figur eines aus Haiti stammenden Bauarbeiters in einer chilenischen Stadt ins Zentrum stellt, erzählt das Drama *Lina de Lima* von einer Peruanerin, die, wie zehntausende ihrer Landsfrauen, in Chiles Hauptstadt Santiago als Hausangestellte arbeitet. Die Hauptrolle in dem Film von Regisseurin Maria Paz González spielt eine der bekanntesten lateinamerikanischen Schauspielerinnen ihrer Generation, die Peruanerin Magaly Soler, bekannt etwa als Hauptdarstellerin in den preisgekrönten Filmen ihrer Landsfrau Claudia Llosa, *Madeinusa* und *La teta asustada*.

Was die beschriebene Situation in Mexiko anbelangt, schildert sie das Erstlingswerk *Sin señas particulares* der Regisseurin Fernanda Valadez in so präzisen wie eindringlichen Bildern. Der Film, der im vergangenen Januar bei seiner Weltpremiere am Sundance Festival den Publikumspreis und vor Monatsfrist am Zurich Film Festival den Hauptpreis, das Goldene Auge, erhielt, erzählt von der Reise einer Mutter aus dem zentralmexikanischen Bundesstaat Guanajuato in die von Drogenkartellen beherrschten nördlichen Grenzstaaten zu den USA auf der Suche nach ihrem verschollenen Sohn.

«Ohne besondere Kennzeichen», so die Übersetzung des Filmtitels, ist ein Film, der mit leisen Tönen, vordergründig unspektakulär und dadurch umso wirkungsmächtig von den monströsen Verbrechen erzählt, die seit Jahren im Norden Mexikos Alltag geworden sind. Anfang 2021 wird *Sin señas particulares* auch regulär in den Schweizer Kinos zu sehen sein, er ist einer von vier Filmen des diesjährigen Festivals Pantalla Latina, der einen Filmverleih gefunden hat.

Junge Kunst in alter Fabrik

Für die Dogo-Initianten war das Jahr 2020 eine besondere Herausforderung. «Für die Künstlerinnen und Künstler war das schon speziell», sagt Hanes Sturzenegger, künstlerischer Leiter bei Dogo. Denn auch vor den jungen Kunstschaffenden aus aller Welt machte Corona keinen Halt. Arbeitete man in der Ferne in Residenz, sei es sowieso schon schwer, mit der lokalen Öffentlichkeit in Kontakt zu kommen, erläutert Sturzenegger. «Bei Dogo ist es aber die Erwartung, dass die Künstlerinnen und Künstler in einen Dialog mit dem Ort und den Leuten treten. Das wurde mit der Pandemie noch schwieriger.»

Die neun Kunstschaffenden, die dieses Jahr in der Toggenburger Residenz ein und aus gingen, liessen sich dadurch nicht entmutigen. Ab dem 14. November präsentiert Dogo eine Auswahl der so entstandenen Werke, Projekte und Performances in der denkmalgeschützten «Kreativfabrik» direkt an der Thur bei Lichtensteig.

Kreativfabrik statt Rathaus

Auch das ist dieses Jahr anders als gewohnt: Statt im Rathaus für Kultur, in dem die Dogo-Residenz wohnt, findet die Totale auf dem umgenutzten Fabrikareal der Fein-Elast statt (mehr dazu: saiten.ch/eine-fabrik-wird-zum-moeglichkeitsraum/). Das Dogo-Team freut sich über die Optionen, die dieser Veranstaltungsort eröffnet. «Es ist eine einmalige Möglichkeit für uns, einen so grossen Raum zu nutzen», so Sturzenegger.

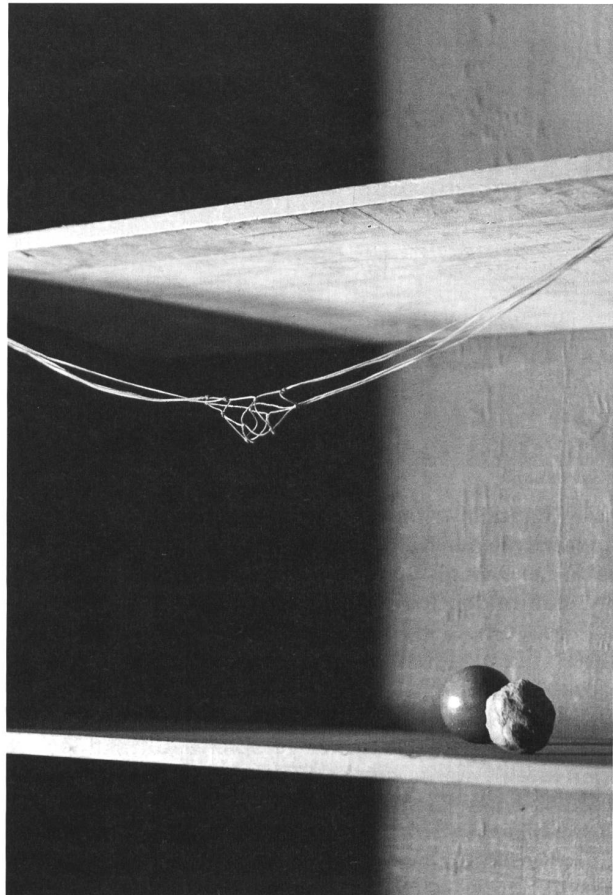
Jonas Beile, Leonardo Bürgi, Laura Carvalho, Jan Glöckner, Fabian Heller, Arabella Hilfiker, Silke kleine Kalvelage, Zoe Marquedant und Tobias Rüetschi zeigen hier Werke, die so unterschiedliche Themen wie Privatsphäre, Pilze, aber auch den Menschen als solchen behandeln. Und die Corona-Pandemie erhält auch ihren Platz, denn diese hat die Künstlerinnen und Künstler mehr als nur indirekt getroffen: Sei es, dass sie nicht mehr wie geplant in ihre Heimatländer zurückkehren durften, oder auch, dass Werkstoffe für ihre Arbeit ausgingen und während des Shutdowns nicht aufgestockt werden konnten.

Verschiedene Zugänge

«Wir können natürlich nicht alles zeigen, was dieses Jahr bei Dogo entstanden ist. Aber dafür können die Kunstschaffenden ihre Werke bis zur Vernissage für genau diesen Ort fertig ausarbeiten.» Der Dialog sei ein zentrales Thema bei Dogo, und dieser könne mit der Kreativfabrik als Location gefördert werden, zum Beispiel indem Exponate klangtechnisch ans Rauschen der Thur und die hallenden Geräusche in der alten Fabrik angepasst werden. Das Organisationskomitee hat dazu eng mit den Kunstschaffenden zusammengearbeitet und seine Assoziationen spielen lassen.

Mit Big Zis (14. November) und Elio Ricca (21. November) begleiten in Zusammenarbeit mit dem Schwesterverein vom Rathaus für Kultur zwei Konzerte die Gesamtschau. Ergänzt werden sie durch Publikationen und eingespielte Interviews mit Menschen aus der Region. Schulklassen besu-

Fein-Elast: Den Namen muss man sich merken. Die ehemalige Fabrik in Lichtensteig wird zum Kunstort. Vom 14. bis 28. November zeigt die Dogo Residenz für Neue Kunst hier ihre Jahresausstellung mit dem Titel «In Relation». Von Sascha Erni



Eine Arbeit von Silke kleine Kalvelage.

chen die Ausstellung unter der Woche, und am Vernissage-Sonntag findet ein geführter Rundgang statt. So erhofft sich das Team, verschiedene Zugänge zu bieten und der Kulturvermittlung – ein weiteres erklärtes Ziel von Dogo – zu dienen.

Das Kapital der Kunst

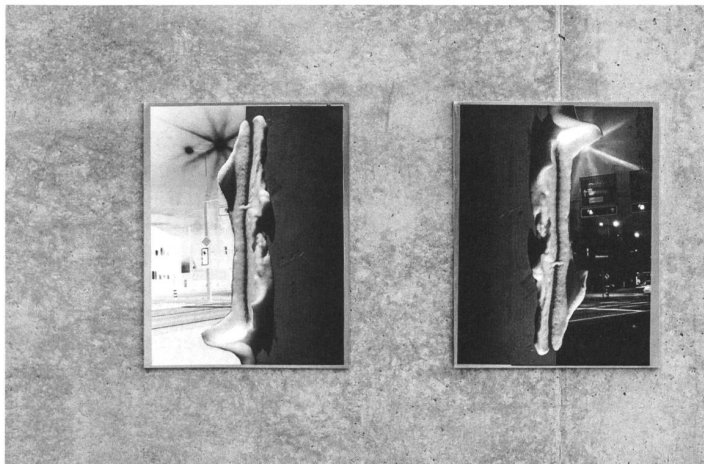
«Es gibt unter den Jüngeren ein unheimliches Potenzial, welches durch die Residenz nachhaltig gefördert wird», ist Hanes Sturzenegger überzeugt. Drum sei die Dokumentation der Prozesse und des Schaffens in der Residenz für Dogo zentral – durch das so entstehende Archiv bilde sich künstlerisches und ortsspezifisches als unkonventionelles Kapital, auf dem die nächsten Kunstschaffenden aufbauen könnten.

Für die kommende Saison stehen die neuen Residenz-Bewohnerinnen und -Bewohner bereits fest. Das Interesse an einem Arbeitsaufenthalt im Toggenburg sei international ungebrochen gross. Um die vielen Anfragen angemessen bewerten zu können, arbeitet der Verein mit einem Pool von Kulturschaffenden zusammen, die bei der Auswahl der Neuen mithelfen. «Nächstes Jahr wird es insgesamt mehr Kunst geben», so Sturzenegger. Denn der Verein hat für die Saison 2021 auch die Residenzzeit verlängert, die nun neu von März bis November dauern wird.

Dogo Totale – «In Relation»: 14. bis 28. November in der Kreativfabrik, Stadtau Lichtensteig.

Nichts ist, was es ist

Wenn der Nebel dicht ist wie Buttermilch, wenn die Sichtweite kaum zehn Meter beträgt, eröffnen sich neue Perspektiven. Alles könnte dann überall sein. Auch das Kunsthaus Bregenz. Dort stellt Peter Fischli aus. Von Kristin Schmidt



Peter Fischli: *Collagen (Wir Ungestalten)*, 2016–2020 (Foto: Markus Tretter)

Hätte das Kunsthaus Bregenz Fenster, wäre bei Nebel der Bodensee nicht mehr zu sehen. Im unbestimmten Weiss könnte sich alles verbergen – eine Metropole, eine Gegenwelt oder einfach das Nichts. Aber das Kunsthaus steht immer noch in Bregenz und hat wie eh und je keine Fenster. Doch es beherbergt die aktuelle Ausstellung von Peter Fischli – seine erste grosse Einzelpresentation seit dem Tod seines künstlerischen Partners David Weiss im Jahr 2012.

Hat nun Peter Fischli dem Kunsthaus Bregenz Fenster eingebaut? Solch massive Eingriffe hat der Meister der Simulation nicht nötig. Er öffnet das Haus auf andere, subtilere Weise ins weisse Nichts: Im obersten Stockwerk des Ausstellungsgebäudes hängen grossformatige Papiere an den Betonwänden. An den Rändern sind die Papiere angesengt. Gerade so, als ob Kinder am Werk gewesen wären: Wer hat nicht schon versucht, mit einem Streichholz oder Feuerzeug an den Papierrändern entlangzustreichen? Zugesehen, wie sich das weisse Blatt langsam dunkel und dunkler färbt, sich einrollt, Feuer fängt und einreisst?

Angesengter Zumthorbau

Peter Fischli hat die Kinderspiele nicht vergessen. Schon im Duett mit David Weiss war das unbefangene Experiment, die Freude am Basteln und Improvisieren, das Spielen eine Konstante der künstlerischen Arbeit. Die Ergebnisse wiesen freilich weit über dieses Tun hinaus und besaßen philosophische Dimensionen. Grundsatzfragen, Weltgeschichte, Erkenntnisprozesse – kein Thema war zu gross für Fischli und Weiss und wurde dank ihnen handlich, verträglich, komisch, aber nie belanglos.

In Bregenz ist es nun der Zumthor-Bau, an dem Peter Fischli eine Erdung versucht: Mit den angesengten Papieren brennt der Künstler gleichsam Löcher in die Architekturikone. Dank der weissen Felder auf den Wänden scheint der Nebel vor der geöffneten Fassade zu wabern – ein kleines «Als ob», und schon ist die Erhabenheit nicht mehr intakt.

Diese Arbeit ist dem Ausstellungsgebäude gewachsen. An anderen Stellen bleibt Peter Fischlis Kunst für sich und verschenkt eine grossartige Möglichkeit der Reibung vor Ort. Nichtsdestotrotz funktioniert der grössere Teil der ausgestellten Werke autonom. Im Erdgeschoss beispielsweise sind Videoschnipsel von GoPro-Kameras zu sehen. Auch sie tun so «als ob»: Als ob Laien diese waghalsigen Aktionen vor schönster Kulisse selbst aufgenommen und ins Netz gestellt hätten. Als ob jeder und jede solche Filme machen könnte – mit der richtigen Kamera, versteht sich. Als ob das keine Werbung wäre. Als ob.

Kategorien auf den Kopf gestellt

Peter Fischli enttarnt das Getöse, indem er es in anderem Kontext zeigt. Er denunziert nicht, sondern verwandelt. Aus weiss wird schwarz. Aus kostbar wird billig. Aus nützlich wird wertlos. Der wichtig-edle Empfangstresen im Eingangsbereich des Kunsthauses ist nun mit Pressspan verkleidet. Eine Funktion hat das Möbel nicht mehr, der Empfang findet jetzt im Untergeschoss statt.

Die Fächer für die Ausstellungszettel sind neu aus Bronze. Die Sockel der Ausstellungsobjekte bestehen aus Pappe. Die Objekte selber aber auch: Im ersten Obergeschoss sind Dosen und Schachteln zu sehen, zwei Grundtypen der Verpackungsindustrie. Sie sind aus Karton gefertigt, bemalt und lackiert. Und sie sind leer. Ihre Daseinsberechtigung wäre ihr Inhalt, den aber gibt es nicht. Sie müssen alleine zurechtkommen, ausgerechnet jetzt, so im Rampenlicht.

Der Weg aus dieser Misere: Die Dosen und Schachteln sehen aus wie Kunst, wie Anti-Kunst, wie Dada, wie Objektkunst. Sie sehen nicht nur so aus. Sie sind Kunst. Sie sind sogar extra gemacht – keine Ready-mades. Wobei die ja auch Kunst sind.

Peter Fischli stellt alles einmal auf den Kopf und dann wieder andersherum. Er kehrt Hierarchien und Werte ebenso um wie Kategorien und Gewissheiten. Wertvolles wird profan. Banales wird bedeutungsvoll. Nichts ist, was es ist. Nichts bleibt, was es war. Das ist die Konstante in Peter Fischlis Ausstellung. Attrappen, Simulationen, Imitationen überall.

Eines aber ist echt: das Affenporträt. Der Künstler hat es als Zehnjähriger gemalt und er zeigt es im ersten Obergeschoss. Eine Etage darüber ist der Affe zweidutzendfach multipliziert: Für die Ausstellung hat Fischli ihn in 24 Reliefs aus Bauschaum übersetzt. Die Unbefangenheit und der Witz der Kindheit allerdings sind verfliegen. Da hilft es auch nicht, dass Affen seit langem ein künstlerisches Sinnbild von uns Menschen und unserem Verhalten sind. Das einst virtuose Spiel des Künstlerduos mit Alltagsbanalität und Metaebenen ist hier zur selbstbezüglichen und unnötig vervielfältigten Geste geworden.

Rock'n'Roll



Spallo Kolb: *unform*, 1989–1991, Stahlkarkasse, Beton, 130 × 280 × 220 cm, (Foto: Spallo Kolb)

Jahresausstellung oder Heimspiel? Dürfen alle Künstlerinnen und Künstler mitmachen? Oder entscheidet eine Jury? Oder der Kurator, die Kuratorin? Und nach welchen Kriterien? Objektivität ist kaum möglich, persönliche Erfahrungen, Vorlieben, Erkenntnisse spielen eine Rolle, ebenso der vorhandene Platz, die Positionierung der Ausstellungshäuser und ihre Vernetzung.

Lokale oder regional angelegte Gruppenausstellungen weisen einige Fallstricke auf. Andererseits sind sie für Künstlerinnen und Künstler eine wichtige Chance, gesehen zu werden, ihre Arbeiten in renommierten Häusern platzieren zu können und in Dialog mit anderen zu treten. Deshalb und trotz aller Kritik gibt es diese Schauen immer noch und immer wieder.

Aktuell versucht Roland Scotti, diese Ausstellungsidee in eine neue Form zu giessen. Der Kurator des Kunstmuseums Appenzell und der Kunsthalle Ziegelhütte hat immer wieder Künstlerinnen und Künstler mit lokalem Bezug ausgestellt und 2018 erstmals das Heimspiel ins Haus geholt – mit einer sehr sorgfältigen, sehenswerten Präsentation. Nun gibt es ab November «APP'N'CELL NOW»: eine Ausstellung, die dynamisch, demokratisch, dicht ist.

Zu Beginn: Zwei Listen

Das einzige Auswahlkriterium für diese Ausstellung waren zwei Listen aus den kantonalen Kulturämtern der beiden Appenzell: Sie enthalten die Namen von 126 Künstlerinnen und Künstlern, deren Biografie mit der Region verwoben ist. Alle wurden angeschrieben. 69 haben sich zurückgemeldet. Gebeten wurde niemand, aussortiert wurde niemand.

Wer mitmacht, tut dies aus eigenem Antrieb und unter klaren Voraussetzungen: «APP'N'CELL NOW» funktioniert ohne Kurator, ohne Hierarchie, ohne Jury und sogar ohne Kunstwerk – zumindest für eine Zusage. Gewünscht war einzig, bei der Teilnahmezusage eine Aufnahme des Ateliers mitzusenden. Wer keines hat oder braucht, wurde aber nicht ausgeschlossen. Roland Scotti zählt auch auf Improvi-

Die Arbeit im Atelier ist ein isoliertes Tun. Kuratierte Gruppenausstellungen sind ein Mittel dazu, Kunstschaffende und Publikum zusammenzubringen. Die Schau «APP'N'CELL NOW» denkt in der Ziegelhütte das Format weiter – dynamisch und demokratisch. Von Kristin Schmidt

sationstalente. Und auf Leute, die sich gerne mit ungewohnten Raumsituationen auseinandersetzen, denn die Ausstellung breitet sich in der gesamten Kunsthalle Ziegelhütte aus.

Jede Nische, das Zwischengeschoss, der Oberlichtsaal, der Saal im Erdgeschoss mit Panoramafenster und – wie bereits bei «Emma Kunz und Gegenwartskunst» – sogar der alte Ringofen des alten Ziegeleigebäudes: Jeder noch so kleine Raum wird für die Kunst genutzt und gebraucht. Schliesslich sind 69 Positionen eine Menge. Zudem wird sich die Ausstellung wandeln. Dreimal wird in den vier Monaten umgebaut. Manche Werke bleiben, andere werden ausgetauscht. Wieder anderes ist noch kurzfristiger angelegt, etwa die Performances.

Diese Dynamik erinnert an die «Zwischenstellungen», die Kurator Ueli Vogt im Zeughaus Teufen mit grosser Energie etabliert hat und die das Haus immer wieder beleben. Die Verwandtschaft ist nicht ganz zufällig. Roland Scotti schätzt das Wuchernlassen der Dinge im Zeughaus Teufen, sieht aber auch die Unterschiede: «In Teufen wird ein bestehendes Gefüge permanent verändert. Die Kunsthalle Ziegelhütte dagegen ist ein Leerkörper, ein Gehäuse.» Dieses gilt es nun zu aktivieren, denn allzu oft sei in den klassischen Ausstellungshäusern nur das Legitimierte zu sehen, das nicht einmal unbedingt begründet ist: «Nur weil wir es in diesem Rahmen zeigen, ist es wichtig. Aber wenn wir so weitermachen, haben wir in 20 Jahren kein Publikum mehr.»

Ausbreitung in Zeit, Raum und Netzwerk

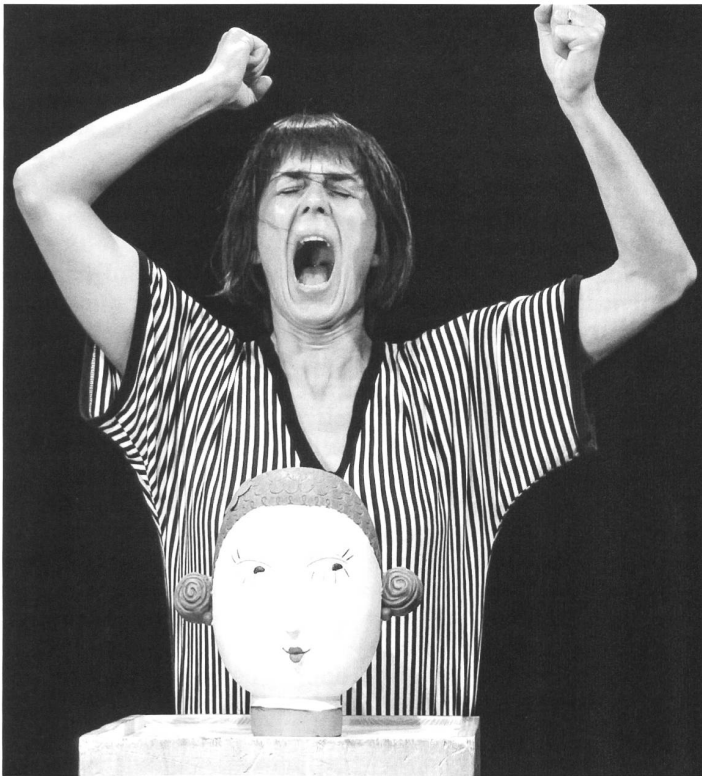
Neues muss her. Unerprobtes. Keine Wertungen, sondern Experimente. Dinge, die ohne diese Chance nicht entstanden wären. Der Kurator nimmt sich dabei zurück. Er ermöglicht, aber er urteilt nicht, und vor allem will er vermeiden, Langeweile zu erzeugen: «Ich will eine sich selbst konstituierende Maschine in Gang setzen». Sie soll die Künstlerinnen und Künstler zusammenbringen, das Bewusstsein für die Gemeinschaft und für die notwendige Lobbyarbeit stärken. Und sie soll auch in die Bevölkerung hineinwirken: «Die Botschaft ans Publikum ist: Das ist Eure Identität.»

Die Ausstellung will etwas auf den Weg bringen, und so versteht sich auch ihr etwas holpriger Titel. Er hat nicht so sehr mit der Digitalisierung zu tun, wie es zunächst scheint, sondern verweist laut Roland Scotti auf die Tradition des Rock'n'Roll. Die Ausstellungsgrafik deutet weitere Ambitionen an: «Man wirft einen Stein ins Wasser. Etwas passiert und entwickelt eine Eigendynamik.»

Bleibt zu hoffen, dass der Stein weiterrollt, dass sich das Energiefeld ausbreitet, ob wellenförmig oder ganz anders, aber wirksam für die Kunst im Appenzellerland.

Zu spät, Ma

Generationenkonflikt in der Kellerbühne St.Gallen: Im November hat dort das Mutter-Tochter-Stück *Herzzeitlose* von Margit Koemeda Premiere. Boglárka Horváth spielt, Matthias Peter inszeniert. Von Peter Surber



Boglárka Horváth mit Mutterkopf (Bild: pd)

«Hab ich was falsch gemacht?» Die Frage der Mutter kommt gleich im Prolog. Es ist die Mutterfrage par excellence, wenn das Kind mit den Eltern plötzlich nichts mehr zu tun haben will. Wie hier Jenny, die Tochter, die eines Tages die Tür zuschlägt und klarmacht: «Zu spät, Ma.» Paul Simons Song *Mother and Child Reunion* ertönt zum Auftakt, doch er hallt ins Leere.

Auf der Bühne ein Stuhl, ein Kleiderständer, herumliegende Spielsachen, Zeitungen, stilisierte Frauenköpfe. Einer der Köpfe kommt als Mutter aufs Podest, einer verkörpert die Tochter, aus den Zeitungen knüllt und malt Boglárka Horváth nach und nach den Kopf des nur als Phantom anwesenden Vaters und die fuchtelnden Arme des Onkels. Der Kleiderständer wird zur Onkelfigur. Die Schauspielerin ist allein, und dennoch bevölkert sich die Bühne um sie herum immer mehr, mit Versatzstücken einer Familie, die nie wirklich Familie war.

Theater als Dramatherapie

Die Tochter holt Kindheitserinnerungen ans Licht und liest parallel aus dem Tagebuch der Mutter. «Verzicht, Fürsorge, Hintanstellen von eigenen Wünschen, Mitgefühl, Zeit. War das alles nichts?»: Die Vorwurfslitanei der Mutter wechselt ab mit der Anklagestimme der Tochter: «Du hast mich nicht beschützt.» Die Stimmen kreuzen sich, dahinter taucht immer klarer die Schreckensfigur des Onkels auf, zu dem Mutter und Tochter gezogen sind und der die beiden terrorisiert, bis es die Tochter nicht mehr aushält.

Matthias Peter lobt beim Gespräch in einer Probenpause den Text, die Genauigkeit der Dialoge, die Tiefenschichten hinter den Wörtern. Die Vorlage von Margit Koemeda, die stärker aus der Mutterperspektive geschrieben war, hat er so bearbeitet, dass die Tochter ins Zentrum tritt. In einer Art Therapieanordnung arbeitet sie die Geschichte des familiären Zerwürfnisses auf. Ein Unfall der Mutter, der ein Selbstmordversuch sein könnte, Übergriffe des Onkels, Schuldgefühle der Tochter gegenüber der Mutter und ihrem Lebensversagen: Solche Hintergründe seien angedeutet, aber auch im Offenen gelassen, sagt Peter.

Das Spiel mit wechselnden Rollen kommt der Schauspielerin entgegen. Boglárka Horváth hat selber zwei Kinder von sechs und neun Jahren, war Ensemblemitglied am Theater St.Gallen und absolviert momentan zusätzlich eine Ausbildung zur Dramatherapeutin. Dort werde, wie hier auf der Bühne, mit Requisiten gearbeitet, würden Figuren durch Objekte verkörpert und die Reflexion ergänzt um körperliches Handeln. Der Kopf, der immer alles zurecht-rationalisieren könne, habe auf diese Weise nicht das letzte Wort, sagt Boglárka Horváth. Die Objekte reden mit. Dinge verändern sich, wenn man mit ihnen spielt – das erinnere sie an das Spiel von Kindern, in dem sich alle möglichen Dinge mit Leben füllen können. «Kinder brauchen diese Art von Spiel» – und auch Jenny, die Tochter im Stück, kommt sich und ihrer Mutter so zumindest ein Stück näher. Allerdings ohne Happy End – zwischen den Generationen gibt es in *Herzzeitlose* keine Aussöhnung.

Doppelte Premiere

Die Kellerbühne setzt mit *Herzzeitlose*, das als Uraufführung in St.Gallen zu sehen ist und im Februar auf Tournee in den Thurgau geht, einmal mehr auf zeitgenössisches Kammertheater. Und dies im November gleich doppelt: Als zweite Eigenproduktion bringt Matthias Peter die Figur des Mozart-Librettisten Emanuel Schikaneder auf die Bühne. Inspiriert worden ist er durch den mit ihm befreundeten Musiker Daniel Pfister, der eine frühe Bearbeitung der *Zauberflöte* für Flöte, Cello und Gitarre eines französischen Musikers ausgegraben hat. Sie bildet, gespielt vom edes-Ensemble, den Soundtrack für ein Stück rund um den schillernden Theaterimpresario, Dichter und Lebermann Schikaneder – das sich Kellerbühnen-Impresario Matthias Peter im Nach-Lockdown auf den Leib geschrieben hat.

Der Abend verspricht turbulent zu werden, spätestens dann, wenn sich Mozart und Schikaneder vor Schreck über die Neufassung ihres Stücks im Grab umdrehen und 229 Jahre nach der Uraufführung aus dem Jenseits zu Wort melden. Das Publikum aber soll nicht erschrecken, sondern kommen, hofft Matthias Peter. Mit der Doppel-Uraufführung setze die Kellerbühne ein deutliches Zeichen, dass sich trotz verschärfter Corona-Restriktionen weiter engagiertes Theater machen lässt.

Herzzeitlose: 18., 20., 21., 22. November und 10. Februar, Kellerbühne St.Gallen. Ab 25. Februar in Steckborn, Weinfelden, Gottlieben, Frauenfeld und Ermatingen. Werkeinführung: 15. November, 11 Uhr, Museum im Lagerhaus St.Gallen.

Schikaneder – Der Zauberflöten-Macher: 28., 30., 31. Oktober und 1. November, Kellerbühne St.Gallen

Kunstzeughaus kommt von Kunst zeigen

Weitab von der Gallusstadt hat sich längst ein besonderer Kunstort etabliert: das Kunstzeughaus hinter dem Ricken in Rapperswil. Geleitet wird es von zwei Frauen, die auf Vernetzung setzen. Von Dieter Langhart



Simone Koller und Céline Gaillard sind ein eingespieltes Team. (Bild: pd)

Schon der Name ist eine Wucht: Kunst(Zeug)Haus – das Kunsthause im ehemaligen Zeughaus. Statt einem Bermudadreieck hat Rapperswil-Jona ein Kulturdreieck: das Kunstzeughaus mit der Sammlung Bosshard und Ausstellungsräumen; das Kulturzentrum Alte Fabrik der Gebert Stiftung für Kultur; der Verein IG Halle, der seine vielschichtigen Ausstellungen seit zwölf Jahren im Kunstzeughaus zeigt.

Saiten hat sich mit Simone Kobler und Céline Gaillard unterhalten, seit zwei Jahren Co-Leiterinnen des Kunstzeughauses: in der Bibliothek, die Tausende von Robinson-Büchern enthält, einer Leidenschaft des Kunstsammlers Peter Bosshard. Er hat mit seiner Frau Elisabeth die Stiftung

Kunstzeughaus gegründet. Kobler und Gaillard bilden gewissermassen die Kunstdrehscheibe der Stadt, bei ihnen laufen viele Fäden zusammen – und sie werfen neue Leinen aus.

Erste Frage: Rechnet sich das Kunstzeughaus? Der Kanton St.Gallen unterstützt es jährlich mit 280'000, die Stadt mit 210'000 Franken. «Die Fördergelder fliessen in die Ausstellungen und Kooperationsprojekte, in Personal- und Unterhaltskosten», erklärt Simone Kobler, «andere Posten wie zum Beispiel unser Werbebudget sind minim.» Das Programm, das sie mit Céline Gaillard stemmt, kann sich sehen lassen: vier Ausstellungen pro Jahr im Obergeschoss, zwei in der Reihe «Seitenwagen», eine Präsentation

aus der rund 6500 Werke umfassenden Sammlung Bosshard, dann die «Grosse Regionale» alle zwei Jahre.

Die gemeinsame Vision

Simone Kobler (1986) und Céline Gaillard (1987) sind seit langem befreundet. Sie haben Kunstgeschichte studiert, Kobler war Volontärin am Kunstmuseum Chur und hat im Vögele Kultur Zentrum gearbeitet, Gaillard am Kunstmuseum St.Gallen. Beide stammen aus der Region und wohnen in Rapperswil. Und sie haben schon ein gemeinsames Projekt gestemmt: die Monografie «Pfade/Percorsi» über den Bergeller Künstler Piero Del Bondio, erschienen 2018 im renommierten Verlag Scheidegger & Spiess.

Aber auch kleinere Projekte verbinden die beiden Frauen – und eine gemeinsame Vision: «Wir wollen aus dem Kunstzeughaus ein offenes und lebendiges Haus machen, einen öffentlichen, publikumsnahen Begegnungsort, auch eine Rückzugsmöglichkeit aus dem Alltag», sagen sie. «Mit qualitätsvollen und auch anspruchsvollen Ausstellungen wollen wir gleichzeitig auch das Fachpublikum ansprechen. Dazu bietet uns die reichhaltige Sammlung Bosshard ein ideales Standbein, das wir jährlich mit einer monografischen Ausstellung mit einer jüngeren Position, wie etwa Anna-Sabina Zürcher oder im nächsten Jahr Mirko Baselgia, und mit dem interdisziplinär ausgerichteten Förderprogramm Seitenwagen für junge Kunstschaffende ergänzen.»

Die beiden Frauen traten im Herbst 2018 die Nachfolge Peter Stohlers an, mit zusammen 90 Stellenprozenten. Das war keine leichte Aufgabe, denn schon Stohler hatte in seiner fünfjährigen Amtszeit nach mehr Akzeptanz in der Bevölkerung gestrebt, hatte um öffentliche Gelder gekämpft. Gegenwartskunst hat es auch in Rapperswil nicht ganz leicht.

Kobler und Gaillard knüpften an Stohler an, beherzigten seine Ratschläge. Sie verstärken die Zusammenarbeit im Kulturdreieck, kämpfen gegen das Vorurteil des elitären Kunstortes, bauen die Vermittlung aus, denn «Gegenwartskunst braucht oft fundierte Vermittlung», wie Céline Gaillard sagt. Sie erwähnt etwa das Programm «Artefix kultur und schule», eine langjährige Partnerschaft mit der Rapperswiler Fachstelle für kompetente Kunst- und Kulturvermittlung, die zahlreiche Schulen mit dem Kunstort vernetzt, und sagt stolz: «Letztes Jahr besuchten mit Artefix über 80 Klassen das Kunstzeughaus.»

Wusliges Kulturdreieck

Wie sind die Rückmeldungen aus dem Publikum? «Ihr seid offener geworden», heisse es etwa von Besucherinnen, die auch mal nur auf einen Kaffee vorbeischauen. Günstig auf die Besucherzahlen wirkt sich auch die Kunstschule auf demselben Areal aus, dessen Platz schön gestaltet worden ist. Wer unter 25 ist, bezahlt keinen Eintritt, und der erste Samstag im Monat ist für alle kostenlos. «Manche Besucher kommen immer wieder; wir haben also Hemmschwellen abbauen können.» Rund 10'000 Besucher waren es 2019, «doch da ist noch Raum nach oben.»

Aber eben: ein richtiges Werbebudget würde helfen. «Die Qualität muss stimmen, die Vernetzung bleibt wichtig.» Vernetzung und Kooperationen zum Beispiel mit dem Baummuseum der ENEA, der IG Halle oder der Gebert Stiftung für Kultur oder auch ortsansässigen Institutionen. «Wir wollen neue Besuchergruppen ansprechen, planen zu-

dem Firmenanlässe und spannen für den interdisziplinär ausgerichteten Seitenwagen mit lokalen Firmen und Institutionen zusammen, wie aktuell dem Elektrizitätswerk Jona-Rapperswil», sagt Céline Gaillard.

Die Zusammenarbeit mit den anderen Kultureinrichtungen in der Stadt ist also ein Schlüssel, ist «bereichernder Austausch», wie es die Co-Leiterinnen formulieren. So delegiert die Stadtbibliothek mal eine Lesung ins Kunstzeughaus, dieses wiederum setzt ein Künstlergespräch in der Stadtbibliothek an. Und jede vierte Ausstellung der Projektreihe «Kurator» findet nicht in der Alten Fabrik statt, sondern im Kunstzeughaus. «Wir sind eingebunden in die Kulturabteilung der Stadt und kooperieren mit der Gebert Stiftung für die Grosse Regionale.» Es geht um Synergien, um gegenseitige Werbung auch. Seit August ist im Stadtmuseum «Brückenschlag» zu sehen – Nomen sei Omen.

Simone Kobler sagt aus Überzeugung: «Rappi lohnt sich!» Auch wenn Zürich nah ist, die kleine Doppelstadt Rapperswil-Jona ist wach. Das Kunstzeughaus veranstaltet Führungen mit Pro Senectute, bietet wie etwa das Kunsthaus Zürich welche für Sehbehinderte an, für Migrantengruppen, für Schulklassen; es gibt Workshops für Kinder, und auch die Initiative GiM Generationen im Museum war schon hier. Bleibt das Bestreben des Kunstzeughauses Rapperswil, über die Region hinaus zu strahlen, in der ganzen Schweiz wahrgenommen zu werden. Hierbei könnte auch die kommende thematische Ausstellung «Sharity – teilen, tauschen, verzichten» helfen.

Training in Selbstwirksamkeit

Die Kulturkosmonauten bieten künstlerische Workshops und offene Trainings für Jugendliche an. Ein Gespräch mit Pamela Dürr, der künstlerischen Leiterin, und Anna von Schrottenberg, Schauspielerin und Teil des 20-köpfigen Pools von Kulturschaffenden. Interview: Karsten Redmann

Saiten: Vor dreieinhalb Jahren habt ihr die Kulturkosmonauten ins Leben gerufen. Was war die Initialzündung?

Pamela Dürr: In Deutschland habe ich – mit Anna zusammen – zehn Jahre lang für das Projekt «Abenteuer Kultur» der Drogeriekette dm gearbeitet, welche Kunst fest in ihr Ausbildungsprogramm übernommen hat. Dort habe ich das partizipative Arbeiten mit Jugendlichen kennengelernt und war begeistert von der Zündkraft. In einem anderen Projekt in Ostdeutschland bin ich über die Arbeit an einer Kinderoper mit der Drosos-Stiftung in Kontakt gekommen. Wir haben uns über Kunst und die Teilhabe von Jugendlichen ausgetauscht. Schlussendlich haben sie mich nach Zürich eingeladen; ich sollte für sie ein Konzept entwickeln.

Und wie ging es weiter?

PD: Erst dachte ich, dass ich ja weder Zeit noch Geld habe, oder irgendeine Institution im Hintergrund. Aber so eine Chance bekommt man nur einmal im Leben. Also habe ich das Kulturkosmonauten-Format entwickelt, bekam die Pilotsaison finanziert plus eine konstruktive Projektbegleitung. Seit jetzt zweieinhalb Jahren arbeite ich Seite an Seite mit unserer Geschäftsführerin Ann-Katrin Cooper in der Leitung des Projekts. Das Gewerbliche Berufs- und Weiterbildungszentrum St.Gallen (GBS) war unsere erste Partnerinstitution.

Konntet ihr euch mittlerweile etablieren?

PD: Kann man so sagen. Inzwischen haben wir mit 700 Jugendlichen gearbeitet, mit Lernenden, Geflüchteten, Studierenden, Straffälligen aus ganz unterschiedlichen Partnerinstitutionen. Vom Bundesamt für Kultur wurden wir zudem als «Projekt mit Modellcharakter» gefördert.

Was zeichnet eure Arbeit aus?

PD: Wir arbeiten nicht in erster Linie theaterpädagogisch. Es ist die Kunst, die alles trägt. Sie ist der eigentliche Keilriemen. Es gibt auch tatsächlich Partnerinstitutionen, die das ganz gezielt suchen. Die sagen: Es ist super, ihr sprecht eben kein «Sozialpädagogisch». Wenn man Partizipation ernst nimmt, muss man hinhören und selber lernen und nicht nur vermitteln. Inzwischen sind die Jugendlichen unsere besten Projektentwickler.

Ihr arbeitet niederschwellig. Was meint das?

Anna von Schrottenberg: Wir kommen zwar mit einer inhaltlichen Idee in den Workshop, versuchen aber gleich am ersten Tag so viel wie möglich über die Interessen und Fähigkeiten der Jugendlichen herauszufinden. Da setzen wir an und entwickeln daraus gemeinsam ein Stück.

PD: Das Potential ist da. Wir müssen es nur fördern. Ausserdem arbeiten wir oft mit Institutionen zusammen, die aus ihrem Selbstverständnis heraus bereits so

arbeiten. In der ersten Saison haben von 82 Integrationschülern 80 nach dem Workshop gesagt, sie würden gerne weitermachen. Am Anfang meinten noch fast alle, sie würden sowas im Leben nie freiwillig machen. Kurzum: Die Jugendlichen müssen erst die Chance bekommen, diese Art von Arbeit überhaupt kennenzulernen.

Ihr verfügt über einen Pool an Künstlerinnen und Künstlern. Diese arbeiten in Künstlertandems mit den Jugendlichen. Aus welchen Bereichen kommen sie?

PD: Zurzeit können wir auf einen 20-köpfigen Pool zurückgreifen. Mit ganz verschiedenen Kompetenzen: von Schauspiel über Tanz, Maskentheater, Film, Musik, Figurenbau und -spiel, Videokunst, Bühnenbild bis zu Performance.

Wie wählt Ihr die Tandems aus?

PD: Die Kunstformen und Persönlichkeiten der Künstlerinnen und Künstler müssen mit den Jugendlichen und Partnerinstitutionen ein spannendes und sinnvolles Setting ergeben: Wenn als Schwerpunkt die Sprachkompetenz gefördert werden soll, gehen wir nicht mit einem Pantomimen hin. In der Arbeit mit den Jugendlichen braucht es zudem auf ganz unterschiedlichen Ebenen sehr hohe Kompetenzen; einerseits die künstlerische Professionalität, aber auch einen zwischenmenschlichen Umgang, den man als Künstler oder Künstlerin nicht zwangsläufig mitbringt. Schlussendlich muss es immer darum gehen, dass sich die Jugendlichen mit dem identifizieren, was sie nachher auf der Bühne machen.

Was ist die besondere Herausforderung?

PD: Bei uns braucht man, weil es echt anstrengend und herausfordernd ist, ein grosses Interesse, mit genau diesen Jugendlichen zu arbeiten; allgemein auch das Bedürfnis, an der Gesellschaft mitzuarbeiten, kooperativ zu werden. Über diese Klammer findet man sich auch schneller.

AVS: Das ist allen klar, dass man an einem Strang zieht, sich zurückstellt, das künstlerische Ego aussen vor lässt.

Jugendlichen wird von manchen Seiten unterstellt, sie würden sich nicht engagieren. Was ist Eure Sicht? Eure Erfahrung?

AVS: Klar, Jugendliche sind manchmal schwer zu motivieren. Aber das Spannende an der Arbeit ist, herauszufinden, wo die Jugendlichen zünden. Ich habe den Eindruck, dass viel daran liegt, einmal wirklich Selbstwirksamkeit im positiven Sinne zu erfahren. Wir versuchen in den Workshops genau dafür einen Rahmen zu geben.

PD: Ausschlaggebend ist die Teilhabe bei der Themenfindung und auch bei der Form. Dass man die Jugendlichen

ernst nimmt und nicht gleich bei der ersten Idee abwinkt. Das ist aber auch die Fähigkeit der Künstler, das dann abzuholen, Räume zu schaffen, wo man sich öffnen kann. Das braucht Vertrauen.

In den Schulen der Jugendlichen wird es stark um eine einseitige Vermittlung gehen. Eine Begegnung auf Augenhöhe ist da eher nicht gegeben, oder?

PD: Im Schulsystem ist die Einladung, mitzugestalten extrem bescheiden. In unseren Projekten merken wir den Jugendlichen an, dass sie darin nicht geübt sind. Oft sind sie erst mal hilflos und abwehrend. Damit der Funke überspringt, braucht es gute Ideen, echtes Interesse, Lust auf kreative, auch für uns überraschende gemeinsame Lösungen – und viel Energie.

AVS: Wir kommen ja nicht mit einem fertigen Stück an, sondern wir bieten ein Thema oder machen Vorschläge. Dennoch trifft man schnell auf Widerstände, weil die Jugendlichen zuerst mal lernen müssen, sich selbst zu vertrauen. Das braucht Zeit.

PD: Letztlich geht es auch um Selbstüberwindung. Eine Herausforderung anzunehmen. Zu sagen: So, und jetzt nochmal, weil so passt das noch nicht, wir müssen das jetzt proben. Es ist für viele das erste Mal, dass sie eine Sache zehnmal machen müssen. Dementsprechend stolz sind dann auch alle hinterher, wenn es geschafft ist!

Ihr kommt in Kontakt mit Jugendlichen, die es nicht gerade leicht haben, in der Gesellschaft Fuss zu fassen. Wie blickt ihr auf die Verhältnisse?

PD: In unsere Trainings kommen Leute, die perfekt Deutsch sprechen und eine Bereicherung für die Gesellschaft wären, aber keine Möglichkeit bekommen, sich einzubringen. Man kann ihnen aber auch nicht helfen, ohne sich strafbar zu machen. Das finde ich wirklich ein Unding.

Meinst du Papierlose?

PD: Ja. Oder auch Leute, die ich kennengelernt habe, bevor sie papierlos wurden. Die nicht anerkannt wurden. Die Gesellschaft funktioniert nur deshalb ohne eine Änderung dieser Notlagen, weil die meisten diese Menschen nicht kennen. Gerade Jugendlichen, die ein paar Startvoraussetzungen nicht haben, wird die Teilhabe an der Gesellschaft schon sehr erschwert. Mit unseren kostenlosen Angeboten bieten wir ihnen eine Plattform, sich selbst sein zu dürfen, aktiv teilzunehmen und mitzugestalten. Und diese nutzen sie auch, kreativ und mit viel Einsatz.

Woher kommen die finanziellen Mittel? Seit 2017 seid ihr als Verein organisiert.

PD: Das Bundesamt für Kultur (BAK) und die Drosos-Stiftung sind im Moment mit Abstand unsere grössten Geldgeber, deren Förderung nach Ende der Saison aber ausläuft. Das ist ein harter Schnitt. Das Projekt wird sich selber sicher nie über die Vereinsmitgliedschaften tragen, da müssten wir schon Millionen Mitglieder haben.

Und wie viele habt ihr?

PD: 30.

Warum nur so wenige?

PD: Schwer zu sagen. Ganz oft finden die Leute, die wir ansprechen, das Projekt zwar toll, und ich sage ihnen, wir sind ja ein Verein und man kann sich da auch finanziell einbringen. Doch es gibt da eine Schwelle. Aber klar, wir bräuchten viel mehr Leute, die an unsere Arbeit glauben und diese entsprechend fördern, ideell wie materiell.

Inwiefern ist es wichtig, dass die Workshops flexibel und mobil sind? Ihr habt ja keine festen Räume?

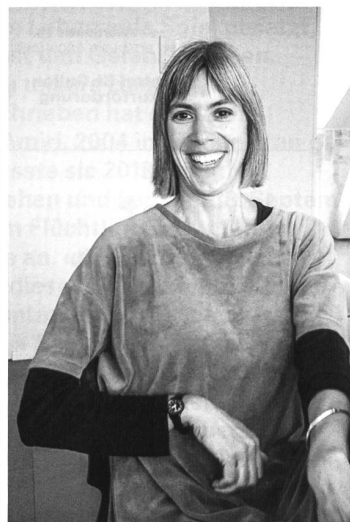
PD: Das ist inhaltlich begründet, weil wir den Jugendlichen nicht vermitteln wollen: Wenn ihr kreativ werden wollt, braucht ihr 10'000 Franken an Technik und einen bestehenden Raum. Sondern: Du kannst das schon, finde deine Form. Wir finden ja auch Lösungen. Wenn wir kein Licht haben, arbeiten wir eben mit Kerzen.

AVS: Ich begreife es auch immer als Chance, wenig technische Unterstützung zu haben oder mit einfachsten Mitteln zu arbeiten. Daraus können sich total kreative Umsetzungen ergeben.

PD: Wichtig ist auch: Wenn die Jugendlichen mit einem eigenen Projekt im Talhof waren, ist es ihr Raum. Wenn sie im Palace waren, gehen sie da wieder hin. Es sind alles neue Räume und Umgebungen, die sie sich erschliessen.



Pamela Dürr



Anna von Schrottenberg

Fr, Sa, So 14 bis 17 Uhr
www.kmh.li

Der Macher

Cyrril Tadros ist ein bemerkenswerter Mensch. Der 26-Jährige gründete bereits vor gut drei Jahren mit «Youth Engagement» eine Institution, in welcher interessierte Studentinnen und Studenten das Arbeiten mit Migrantinnen und Geflüchteten näher kennenlernen können. Tadros ist zur Hälfte Schweizer und Ägypter. «Ich wollte schon immer etwas mit Zugezogenen, seien das Geflüchtete oder Migrantinnen, machen», sagt er. Doch meist fühlte sich der Student unwohl, konnte seine Talente mit existierenden Projekten nicht vollends ausleben.

Russischkurse und «Black History»

Im Zivilschutz merkte er dann, dass diese Art von Arbeit mit Menschen das Richtige für ihn ist. Dank seiner Herkunft war er bereits des Arabischen mächtig und verstand sich mit den Menschen in einem Empfangszentrum sehr gut. So konnte er nicht nur neben dem Studium arbeiten, sondern sich auch für etwas einsetzen, das ihm wichtig ist. «Es geht grundsätzlich darum, Studenten eine Möglichkeit zu bieten, Arbeitserfahrung zu sammeln und gleichzeitig etwas Gutes zu tun.»

So gründete der damals 23-Jährige das «Youth Engagement»-Angebot, das jetzt bereits von seinen Nachfolgern an der Universität St.Gallen weitergeführt wird. Viel Unterstützung habe er damals auch von der Universität St.Gallen erhalten. So kam es, dass Tadros mit dem Verein tipiti zusammenarbeiten und seine Visionen auch dort in die Tat umsetzen konnte. Er initiierte unter anderem die Öffentlichkeitsarbeit und Sportveranstaltungen. Auch Nachhilfe in der deutschen Sprache gehörte zu den Aufgaben der Mitglieder von «Youth Engagement».

Schulangebote für Interessierte aus dem In- und Ausland

Mittlerweile hat der der junge Mann, der in Herisau aufgewachsen ist, bereits eine neue Aufgabe: Die «YE-School». In dieser Schule, die ständig wechselnd an anderen Orten in der Stadt St.Gallen stattfindet, können Migrantinnen und Migranten verschiedenen Interessierten aus dem In-

Cyrril Tadros aus St.Gallen setzt sich seit mehreren Jahren für Geflüchtete und Migranten ein. Mit seiner «YE-School» bietet er Interessierten einen Einblick in fremde Kulturen. Von Sandro Zulian

und Ausland ihre eigene Kultur erklären. Es gibt Russisch- und Persisch-Kurse und seit neuestem auch einen Lehrgang in «Black History», der sich nahtlos an den früheren Kurs «Black Activism» anfügt. Ins Leben gerufen wurde Letzterer aufgrund der sozialen Spannungen nach dem gewaltsamen Tod des Amerikaners George Floyd durch einen weissen Polizisten.

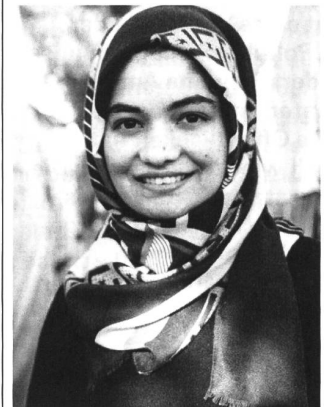
Geleitet werden die beiden Kurse von Scotty Williams, einem Afro-Amerikaner aus Minneapolis, der mittlerweile als reformierter Pfarrer in St.Gallen arbeitet. «Er ist einfach fantastisch in seinem Wissen», schwärmt Tadros. Saiten besuchte einen dieser Kurse, und der Lerneffekt ist immens. Was Williams uns (weissen) Europäern beibringen kann, ist beispielhaft. «Wir müssen endlich lernen, dass Afrikas Bevölkerung nicht in Lehmhütten lebt», sagt er im Gespräch.

Mit seinem Kurs «West-African Kingdoms» klärt der 37-jährige Wahl-St.Galler sein Publikum über «Common Misconceptions», landläufige falsche Meinungen auf und stellt sicher, dass seine Zuhörer über die Geschichte Afrikas neu aufgeklärt werden. So erfahren seine Kursteilnehmer vieles, was in europäischen Geschichtsbüchern nicht einmal als Randnotiz auftaucht. Beispielsweise die Geschichte von Ile-Ife im heutigen Nigeria. Der Stadtstaat hatte bereits in einer Zeit demokratisch gehandelt, als die Schweiz noch eine verwilderte Region zwischen Italien und Norddeutschland war. Fast fühlt man sich schlecht, das alles gar nicht gewusst zu haben. Aber dafür sind solche Kurse genau gemacht.



Cyrril Tadros.

Briefe aus der Hölle



Parwana Amiri 2019 in Moria. (Bild: Judith Bütke)

«Schlüpft in unsere Haut!» Das ist der verzweifelte Appell im ersten Brief. Und weiter: «Wir sind in Moria nicht sicher. Und wir sind nicht aus unserer Heimat geflohen, um in Moria versteckt und gefangen gehalten zu werden. Wir haben nicht die Grenzen überquert und unsere Leben aufs Spiel gesetzt, um in Angst und Gefahr zu leben. Schlüpft in unsere Haut!»

Geschrieben hat die Briefe Parwana Amiri. 2004 in Afghanistan geboren, musste sie 2018 mit ihrer Familie fliehen und kam am 18. September 2019 im Flüchtlingslager Moria auf Lesbos an. «Als ich die täglichen Probleme dieser Menschen sah, konnte ich nicht untätig bleiben. Ich musste etwas tun.» So begann Parwana Amiri, einen Blog zu schreiben: «Letter to the World from Moria». Vierzehn Briefe entstanden zwischen Oktober 2019 und Januar 2020, als sie mit ihrer Familie in das Ritsona Refugee Camp auf dem Festland transferiert wurde. Jetzt sind sie in der Edition Essais agités erschienen, ins Deutsche übersetzt von Johanna Lier.

Im zweiten Brief schildert Parwana Amiri das Grauen und die tödlichen Gefahren der Flucht – «Sie schiessen auf uns. Sie rauben uns aus. Sie bedrohen, entführen und vergewaltigen uns. Am Strassenrand liegen tote Menschen.» Das Leben im Lager ist nicht minder bedrohlich, für Jugendliche wie sie, für die Frauen, die Kleinkinder. Eine «Hölle». Die Briefe erzählen davon aus wechselnder Perspektive, die Autorin spricht für eine alte Frau, für die Mutter mit dem kranken Kind, für den Übersetzer, einmal auch für «Mutter Erde». Sie klagt an, sie informiert, sie appell-

liert an die Welt, Moria nicht zu vergessen, und fürchtet zugleich das Schlimmste: «Aber Menschen wie wir müssen erst tot sein, bevor man in Europa unsere Not anerkennt.»

Die Briefe sind ein Aufschrei. Und das Dokument eines Versagens der europäischen Politik. «Schlüpft in unsere Haut!», fordert Parwana Amiri. Vor zwei Monaten ist das Lager abgebrannt. Und die Öffentlichkeit hat es schon beinahe wieder vergessen. Die Zustände im Ersatzlager auf Lesbos, in dem etwa 8000 Menschen untergebracht worden sind, seien noch schlimmer als jene in Moria, berichten Hilfsorganisationen. (Su.)

Parwana Amiri: *Meine Worte brechen eure Grenzen. Briefe an die Welt aus Moria. Essais agités 2020, Fr. 10.–* essaisagites.ch

Im Doppel und am Rand



Szenen aus *Twin Thing*. (Bild: pd)

Als Zwilling springt einen die Ankündigung natürlich direkt an: *Twin Thing* heisst das Stück, ein Zweier-Tanzabend rund ums Zwillingsein. Entwickelt worden ist es von zwei jungen St.Galler Kunstschaffenden, die wissen, wovon sie reden: Die Tänzerin Juliette Uzor und der Figurenspieler Sebastian Ryser sind beide als Zwillinge aufgewachsen. Ihre Herangehensweise an das Thema sei persönlich und zugleich abstrakt, heisst es in der Vorschau zum Stück. Im Zentrum soll die Spannung zwischen Gleichheit und Verschiedenheit stehen.

Uzor und Ryser sind Teil des Theaterkollektivs E0b0ff, das bereits mit mehreren Tanztheater-Produktionen hervorgetreten ist, darunter *Lulu*, *ein Spiel*, *Edward II.* oder *Wie eine Barke*. Im Figurentheater St.Gallen ist aktuell auch das Kinderstück *An der Arche um acht* zu sehen, eine Koproduktion des Kollektivs mit dem Figurentheater.

Twin Thing ist eine von sechs Produktionen des diesjährigen Festivals Tanzplan Ost, das im November und Dezember in Winterthur, St.Gallen, Herisau, Zürich, Triesen, Schaffhausen, Appenzell und Steckborn Station macht. Alle zwei Jahre bietet der Tanzplan einen Querschnitt durch die zeitgenössische Tanzszene. Die diesjährige Ausgabe gibt sich ein Überthema: Peripherie und Zentrum. Das birgt Zündstoff, zwischen einer internationalen Tanzmetropole wie Zürich und Ostschweizer Regionen, die eher als tänzerisches «Entwicklungsgebiet» gelten. Und der zeitgenössische Tanz selber kennt als Sparte die Position am Rand der Gesellschaft bestens.

«Die aktuellen Herausforderungen – sei es die Coronakrise, die Flüchtlingspolitik oder die Klimaerwärmung – führen vor Augen, dass marginalisierte Menschen in wichtige Entscheide nicht einbezogen werden», heisst es im Programm des Festivals. «Nach diesem

tanzplan-ost.ch

Im November und Dezember tourt der Tanzplan Ost durch die Ostschweiz – unter anderem mit dem Zwillingstück *Twin Thing*. Von Peter Surber

Verständnis bezeichnet die Peripherie einen Ort der Unterdrückung und Machtlosigkeit. Die Autorin und Aktivistin Bell Hooks hingegen sieht die Peripherie als einen Ort radikaler Offenheit. Erst die Perspektive aus dem Rand ermöglicht uns, radikale Alternativen zu erdenken und uns neue Welten vorzustellen. So nährt der Rand unsere Fähigkeit zum Widerstand.» Ähnlich hat das schon der Schriftsteller Ludwig Hohl gesehen, etwa in seinem Aufsatz *Von den hereinbrechenden Rändern* 1937: «Die Mitte hat keine Kraft, sich zu erneuern», steht dort. Alles Neue komme aus den «Randbezirken» und verändere von dort aus die Mitte.

Die beim Tanzplan auftretenden Ensembles gäben denjenigen am Rand der Gesellschaft eine Stimme und stellten unter anderem auch die Machtfrage. Dazu gehört etwa *Masque-et-toi* der Kompanie HorizonVertical, die eine Metamorphose vom König zum Dichter erzählt. Die Choreografin Reut Shemesh bringt ein persönliches sowie kontroverses Thema auf die Bühne: Jüdische Frauen, orthodoxe und säkulare, fragen nach ihrem Platz in der Gesellschaft. Das Tanzkollektiv The Field thematisiert mit *To Those Who Wait* die Macht der Digitalisierung. Und die im Thurgau lebende Künstlerin Micha Stuhlmann zeigt mit dem Musiker Beat Keller ihre Arbeit *ich esse deinen schatten*.

Der Choreografiepreis geht an Elenita Queiróz mit ihrem Stück *48 seconds*, welches um die Themen Migration, Anpassung und Zugehörigkeit in einer mobilen Gesellschaft kreist. Ausserdem verknüpft der Genfer Choreograf Foofwa d'Imobilité in seinem *Dancewalk* Regionen und Menschen in der Ostschweiz.

Twin Thing: 19. November Lokremise St.Gallen, 21. November Tanzraum Herisau, 5. Dezember Ziegelhütte Appenzell
Tanzplan Ost: 14. November bis 10. Dezember, diverse Orte

Gut gibt es Augenwasser

Ach, wenn wir doch einfach nur verschwinden könnten, weit weg sein von all den Fallzahlen, Livetickern und wichtigen Menschen, die alles besser wissen, aber die Pandemie hat ja, wie der Ausdruck schon sagt, die ganze Welt erfasst und Fliegen ist ohnehin scheisse fürs Klima, drum bleiben wir besser hier, als dass wir uns in irgendeiner Baumhütte in der Indischen Pampa verkriechen und uns hippiemässig im Stream of Consciousness treiben lassen, nur gut also gibt es den Augenwasser, der jetzt, fünf Jahre nach seinem Album *Drones & Love Songs* endlich seinen nächsten Trip mit uns teilt; *Sleepdancer* sein Name, nicht Traumtänzer, sondern einfach nur schlafen oder ein bisschen verschlafen, wie der Exil-St.Galler und Neo-Bieler manchmal wirkt, und dieser nimmt uns mit an alle möglichen Orte, da ist die Heimat der Sitar nur der Anfang, und schon fliegt man mit ausgebreiteten Armen ins Schlafland und entdeckt alle drei Saiten des Mondes, von wo aus es dann weitergeht direkt, in die Morgenröte, durch die Fountains of Youth back ins Daylight, wo die Orgeln schon warten und uns dran erinnern, wie klein die Welt eigentlich ist, wenn wir sie nur mutig genug entgleiten lassen und uns öfters in den Schlaf tanzen, die abgeblätternen Träume der Alten durch unsere eignen ersetzen und irgendwann in einem plüschroten Himmel der Versöhnung aufwachen, ein bisschen wehmütig zwar, weil hier nur noch der gute Tod auf uns warten kann, jetzt wo alles erledigt und vergessen ist, aber auch zufrieden und erlöst, dass wir gar nicht so weit wegrennen müssen und die Hippiebude in Indien eh viel teurer gewesen wäre als dieser Trip mit dem *Sleepdancer*, der uns die Welt und unsere Krämpfe für einige Zeit vergessen lassen hat (co).

Augenwasser: *Sleepdancer*, erscheint am 13. November bei Bongo Joe Records bongojoe.ch

Schön, wenn sich Dinge auswachsen, verbreiten, Kreise ziehen, neue Formen annehmen – und am schönsten, wenn der eigene Mist etwas zu diesem Wachstum beigetragen hat. Das gibt's diesen Herbst gleich zweifach.

Zum einen: Was mit einer Kolumne auf saiten.ch anfang, ist jetzt ein Buch geworden. Anfang 2017 ist die St.Gallerin RUTH WILI zu einer Fussreise nach Georgien aufgebrochen, ihrem Sehnsuchtsland. In 32 Tagebuch-Beiträgen unter dem Titel «Go all the way» hat sie während der Reise berichtet. Am Ende wurde aus dem für ein Jahr geplanten Unternehmen ein dreijähriges Abenteuer, aus einem Hund, ihrem Begleiter Homer, wurden zeitweilig acht. Jetzt hat Ruth Wili im Knesebeck-Verlag ein Buch publiziert: *(Aus)gewandert nach Georgien*. Im Untertitel steht: «Wie ich vom Bodensee ans Schwarze Meer ging und beinahe nicht mehr zurückfand.» Und im Schlusskapitel ist ein Fazit zu lesen: «Auf das Leben! Irgendwie gehört das zutiefst zu dem Georgien, das ich kennengelernt habe. In tausend Versuchen und Umwegen manchmal, aber das Leben bahnt sich immer wieder einen Weg.»



Zum zweiten: Ebenfalls in Saiten erstmals publiziert und auf saiten.ch nachzulesen: «Every cripple a superhero», die Reflexionen des St.Galler Schriftstellers und Rollstuhlfahrers CHRISTOPH KELLER, waren der Schwerpunkt im inklusiven Heft vom Oktober 2018. Sie sind ihrerseits zum ausgewachsenen Buch geworden mit dem Titel *Jeder Krüppel ein Superheld: Splitter aus dem Leben in der Exklusion* (Limmat Verlag 2020), mehr dazu war im Septemberheft zu lesen. Keller publiziert dazu (auf tagblatt.ch) eine Reihe von «Briefen aus der Exklusion» an Schweizer Persönlichkeiten. Den ersten, samt Buch, hat Bundespräsidentin SIMONETTA SOMMARUGA erhalten, der zweite ging Mitte Oktober an den Direktor der Invalidenversicherung St.Gallen, IGNAZ VINZENS. Keller kritisiert darin, dass die Versicherung noch immer «invalid» im Namen trägt. «Diskriminierung fängt bei der Sprache an», schreibt Keller – aber auch am Bildschirm, wenn ausgerechnet die Website der IV und der gesamten SVA nicht barrierefrei sei. «Wirklich integriert ist nur, wer stets mitgedacht ist», stellt Keller klar.



«Aus den Fugen geratene Welt – hat die Welt Fugen?» Das ist einer dieser Einzeiler, die nachhallen. Das letzte Wort ist dabei jeweils senkrecht geschrieben, das Kapitel trägt den prächtigen Titel «Tage wie Eselsohren». Die Rede ist vom neuen Buch der St.Galler Journalistin BRIGITTE SCHMID-GUGLER. Am 25. November ist Buchvernissage im St.Galler Raum für Literatur, hier fürs erste ein weiterer, saisonal aktueller Einzeiler: «Herbstnebel flirtet mit den Blättern, einige werden darüber rot.»



Spezialist für die aus den Fugen geratene Welt ist der St.Galler Theatermacher MILO RAU. Jetzt hat er, in einer seiner Kolumnen, den Blick auf die frühere Heimat geworfen. Unter dem Sämtis, in Hundwil ist «der grösste Kobaltgürtel des Planeten» entdeckt worden, zufällig, bei Erdwärme-Bohrungen. Vorerst wird bloss wild geschürft, aber Glencore lässt seine Muskeln und Gelder spielen, der Nationalrat erteilt die Konzession, Bundesrätin Keller-Sutter erkennt «sofortigen Handlungsbedarf» und lässt die Appenzeller Dörfer evakuieren, der Sämtis wird gesprengt, und so geht es weiter, wie in Mani Matters Zündhölzli-Lied, bis auch vom St.Galler Dom nur noch eine billige Kopie in Schwamendingen steht. Raus bittere Pointe: «So wurde der Ostschweiz, wie vielen anderen rohstoffreichen Gegenden zuvor, der eigene Reichtum zum Verhängnis.» Kann man aber verhindern – mit einem Ja zur Konzernverantwortungsinitiative.

Monatstipps der Magazine aus dem Aargau, Basel, Bern, Liechtenstein, Luzern, Olten, Winterthur und Zug



Meisterbegeisterung

Die Ausstellung «Rembrandts Orient» im Kunstmuseum Basel beleuchtet die Begeisterung des niederländischen Meisters für nah- und fernöstliche Kulturen, mit denen Amsterdam damals in regem Austausch stand. Zu sehen sind nicht nur Werke Rembrandts, sondern auch Schöpfungen seiner Künstlerkollegen und Schüler sowie Publikationen und andere Quellen zum damaligen Verständnis des Orients.

Rembrandts Orient

bis 14. Februar, Neubau Kunstmuseum Basel, kunstmuseumbasel.ch

Programmzeitung

Kultur im Raum Basel



Medienwandel

Ein Nachrichtensprecher alter Schule, der wegen sinkenden Einschaltquoten entlassen werden soll, kündigt vor laufender Kamera seinen Selbstmord an. Sein Stunt wird zum Publikumshit, woraufhin die Programmchefin eine eigene Show für den gefallenen Helden schafft. Doch wie lange spielt dieser mit? Konzert Theater Bern bringt den hochaktuellen Filmklassiker «Network» (1976) von Sidney Lumet auf die Bühne (Regie: Johannes Lepper).

Network

6. November (Premiere) bis 27. Februar, Vidmarhallen, Liebfeld, konzerttheaterbern.ch

BKA

BERNER KULTURAGENDA



Globalausmass

«Im Anderland» ist ein Stück, das Schauspiel, Tanz, Fotografie, Lyrik und Musik vereint – geprägt von einer Pandemie, deren Ausmass sich kaum jemand hat vorstellen können. Es ist, als lebten die Menschen seit März in einem anderen Land – eben im Anderland. Geschrieben hat das Stück Katja Langenbahn, für die Choreografie ist Jacqueline Beck verantwortlich, ebenso für die Fotografien, die sie zum ersten Mal in diesem Rahmen ausstellt.

Im Anderland

14. und 15. November, GZ Resch, Schaan, vorverkauf@dievernissage@gmail.com

KUL



Buchbenefiz

2020 war kein gutes Kulturjahr. Obwohl vielleicht der eine oder die andere in Zeiten von Lockdowns das Lesen für sich entdeckt hat, stecken Buchverlage in der Krise. Einer davon ist «Der gesunde Menschenversand» aus Luzern, literarisches Zuhause von schweizweit bekannten Spoken-Wordlern wie Pedro Lenz, Rolf Hermann oder Stefanie Grob. Um dem Verlag unter die Arme zu greifen, gibts im November ein grosses Lese-Festival. Gute Unterhaltung für einen guten Zweck.

Benefiz für den Verlag «Der gesunde Menschenversand»

14. November, 17 Uhr, Hotel Beau Séjour, Luzern, beausejourlucerne.ch

041

www.null41.ch



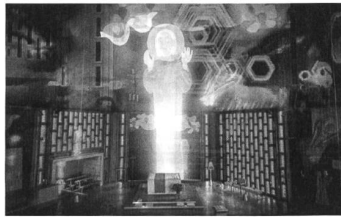
Privatkunst

Das jüngste Winterthurer Kunstfestival öffnet im November die Türen zu Räumen, die der Öffentlichkeit sonst verschlossen bleiben. Während drei Tagen verwandelt «Intra Muros» private Wohnungen, Büros und Praxen mitten in der Altstadt in eine öffentlich zugängliche Ausstellung. 14 Kunstschaffende erforschen dabei die Grenzen zwischen dem Privaten und der Öffentlichkeit, der Kunst und des Alltags.

Intra Muros

20. bis 22. November, verschiedene Orte in der Altstadt Winterthur, intramuros.ch

Coucou

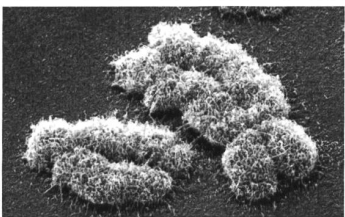


Bilderstreit

Wo er malte, löste er Streit aus: Die Fresken von Ferdinand Gehr wurden zerstört, verhüllt und als «Kasperltheater» beschimpft. Damals, als eine bildliche Darstellung von religiösen Inhalten noch die gutbürgerlichen Gemüter bewegte. Gleichzeitig prägte Gehr die hiesige Kirchenmalerei wie kein anderer Künstler des 20. Jahrhunderts. Nun gibts den Bilderstreit in frischer Form zu erleben: Die Inszenierung «Verhüllt» zeigt, wie man damals über Werte und Formen der Modernität stritt. Wie gehen wir als Gesellschaft mit Veränderung um? Verhüllt

12. bis 15. November, Röm.-kath. Kirche Bruder Klaus, Oberwil b. Zug, verhuellt.ch

ZUGKultur



Post-Konstrukt

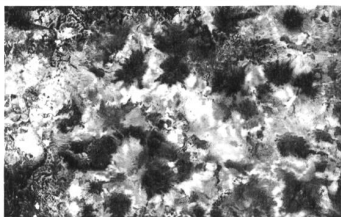
Das Stapferhaus Lenzburg eröffnet Anfang November seine neue Ausstellung zum Thema Geschlecht. Das Thema ist heisser denn je, schliesslich tragen wir die kategoriale Vagina-Penis-Ordnung immer noch fest im Kopf verankert ins Büro, an die Urne, auf den Spielplatz und ins Bett. Die Ausstellung blickt hinter die überholten Konstruktionen und auf alternative Möglichkeiten.

Geschlecht. Jetzt entdecken.

ab 1. November, Stapferhaus Lenzburg, stapferhaus.ch

AAKU

Aargauer Kulturmagazin



Tranceverschmelzung

Maya Rochats psychedelische Farbenästhetik als Happy Pill: Ein 3D-Kunsterlebnis mit hypnotisierender Anziehungskraft. Schichten von Fotografie, Malerei, Video, Performance und Installation verschmelzen miteinander. Die Wirkung der Installationen wird durch tranceartigen Musikhintergrund aufgeladen. Rochats Werke wurden in wichtigen internationalen Kunstinstitutionen ausgestellt, unter anderem in der Tate Modern London oder im Palais de Tokyo in Paris.

Maya Rochat: Language of Color

bis 12. Dezember, Nomadic Art Space, Olten, nomadicartprojects.com

AUSGEHEN

Mit Saiten zusammen bilden diese eigenständigen Kulturmagazine den «Kulturpool». Mit ihren Regionen bestens vertraut, betreiben die Magazine engagierte Kulturberichterstattung und erreichen gemeinsam 745'066 Leserinnen und Leser. Dank seinem grossen Netzwerk ist der «Kulturpool» die ideale Werbeplattform, wenn es über die Ostschweiz hinausgeht. kulturpool.org